



Gabriela Jaskulla

**NIKI DE
SAINT PHALLE
UND DIE
PRACHT
DER FRAUEN**

Romanbiografie

Insel

insel taschenbuch 4912

Gabriela Jaskulla

Niki de Saint Phalle und

Die Pracht der Frauen



Gabriela Jaskulla

NIKI DE SAINT PHALLE UND DIE PRACHT DER FRAUEN

Romanbiografie

INSEL VERLAG

Erste Auflage 2022

insel taschenbuch 4912

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten

uns auch eine Nutzung des Werks für Text und

Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Niki de Saint Phalle, 1949,

Foto: Arnold Newman/Getty Images, München

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68212-7

www.insel-verlag.de

NIKI DE SAINT PHALLE

Für die unterschätzten Städte

GEGEN ENDE

Gegen Ende liegt Niki de Saint Phalle erschöpft auf der Seite. Die Atemmaske behindert sie bei jeder Bewegung, aber bald wird es vorbei sein. Vor ihr liegen kleine Steine, Kiesel, glatt poliert die einen, unbearbeitet und rau die anderen. Braun, lapislazuliblau, weiß gesprenkelt. Auf manche haben Künstler mit jüngeren Fingern winzige Muster aufgemalt, blau auf weiß, wie holländische Kacheln im Miniaturformat. Gute Mitarbeiterinnen! Niki denkt voller Zärtlichkeit an sie. Niki hält eine Glasscherbe in der Hand. Sie hat die Form eines langgezogenen Dreiecks und ist sehr scharfkantig. Niki dreht und dreht die Glasscherbe, sie versucht, das Licht einzufangen, das durch das Fenster des Hospitalzimmers eindringt. Warmes Sonnenlicht, kalifornisches. Sie denkt an die Figuren, die sie auf den spiegelnden Wänden einer Grotte angebracht hat. Ein Raum der Grotte ist mit silbernen Spiegeln ausgestaltet. Ein weiterer Raum leuchtet mehrfarbig, der dritte strahlt im tiefen Blau des nächtlichen Himmels. Die Figuren scheinen sich über den Himmel aus Mosaikscherben zu schieben, sie streben nach oben, sie scheinen zu schwimmen. Himmelsschwimmerinnen. Es sind weibliche Figuren, Frauen, Engel – nicht alle sind vollständig, manche lösen sich auf, sind nur noch Hände, Beine, sind Korpus, Kopf und wehende Haare. Keine Bräute mehr, keine Engel. So wird es auch ihr bald gehen. Sie wird sich auflösen im Blau der Nacht.

Niki fasst die Scherbe fester. Sie wendet sie hin und her, ganz langsam. Da erwischt sie endlich einen Sonnenstrahl, der sich ins Tief des Krankenzimmers verirrt hat. Komm her, du! Niki atmet tief. Keine Kämpfe mehr, nur noch Scheinen und Weichen und Leuchten.

1.

Sie altert nicht gut. Das konnte man schon aus der Entfernung erkennen. Und nun aus der Nähe? Ganz so schlimm hatte sie sich den Zustand nicht vorgestellt. Martha Grünhold seufzte – eine unangemessene Äußerung, zu emotional. Schließlich war das hier ein Job, nicht mehr. Ein großer Job, zugegeben, aber dass er so herausfordernd werden würde? Sie sah wieder hin. Ziemlich mitgenommen, die Frau. Vorsichtig strich Martha mit der rechten Hand über die Flanke, über die Seite, dort entlang, wo bei einer schlankeren Statur Rippen zu erkennen gewesen wären. Hier gab es keine Rippen, hier gab es kein Schlüsselbein, ebenso wenig, wie sich auf dem Rücken die Wirbelsäule abgezeichnet hätte. Keine Knochen, nirgends; alles war rund und üppig und geschwungen – und so bunt, dass man schier die Augen abwenden wollte.

Nicht ihr Ding. Aber egal. Jede Figur verdiente Respekt. Auch eine solche Explosion von Weiblichkeit.

Schon wieder unangemessen. Wen interessierte ihr Urteil? Nicht einmal sie selbst. Urteile sind Abschlüsse. Ein Restaurator lebt aber vom Prozess. Grünhold, bleib sachlich, sonst siehst du nichts. Die alte Mahnung ihres Meisters. Schön langsam, schön objektiv bleiben, um der Sache nahezukommen. Einer der vielen Widersprüche im Restauratorenberuf. Fünf Jahre lang hatte sie das gehört; so lange hatte die Ausbildung gedauert. Dabei hatte sie bereits eine Ausbildung und einen Beruf. Aber die Restauratoren stellten alles auf den Prüfstand, hinterfragten jeden Kenntnisstand, checkten das Wissen. Fünf Jahre Konservierung und Technologie in Dresden und beinharte Prüfungen. Zweihundert hatten sich auf den Studienplatz beworben, fünf wurden genommen. Nichts war je genau genug. Ein Beruf für Perfektionisten und für passionierte Zweifler. Gleichzeitig musste man hinlangen können.

Sie versuchte, sich einen Überblick zu verschaffen über die

Plastik, die da vor ihr lag, nein, die in acht Metern Höhe vor ihr schwebte: aufgehängt an Stahlseilen, mitten im Zürcher Hauptbahnhof, ein weißgrundiges Wesen mit Stummelflügeln, viel zu kurz für die Riesenfigur, wie eine Riesenhummer, ein Himmelsbrummer. Warum reizte sie die Figur zu Kalauern?

Elf Meter totale Frauenpracht, so hätte man das Desaster freundlicher beschreiben können, wenn, ja wenn man die Figur hier mögen würde, vielleicht sogar eine Beziehung zu ihr aufbauen wollte. Martha Grünhold wollte nicht. Ihr war der Wirbel um diese Stadt- oder Staatskünstlerin, diese Niki de Saint Phalle, vollkommen gleichgültig. Niki de Saint Phalle – unwillkürlich näselte sie den Namen mit einem künstlich übertriebenen Akzent vor sich hin. Eigentlich: Cathérine Marie-Agnès Fal de Saint Phalle, geboren 1930 im französischen Neuilly-sur-Seine, gestorben 2002 in San Diego, Kalifornien. Der Name halb obszön, halb monumental – wie es sich vermutlich für alten, französischen Adel gehörte. Was scherte sie das? Was verstand sie davon? Martha Grünholds Vater war Dreher gewesen – Zentralwerkstatt Zeche Nikolaus, so fügte er immer hinzu; die Mutter half in einem Betrieb nebenan bei der Buchführung. Adel kam nur in Zeitschriften vor, die die Mutter beim Friseur angestrengt nicht las – wenn sie denn mal zum Friseur ging. Zur Sache, Grünhold! Martha Grünhold, obwohl erst fünfunddreißig, redete gelegentlich mit sich selbst, halblaut immer und immer ironisch, und immer nannte sie sich beim Nachnamen. Das Gerede brachte vermutlich ihr Beruf mit sich. Ziemlich einsam war der, und man konnte nicht immerzu Musik hören, die Musik erinnerte einen ja erst recht daran, dass da keiner war. Viel Musik dennoch, laut am liebsten, Rap, Metal oder Punk Jazz. Jaco Pastorius.

Martha Grünhold war eine einigermaßen erfolgreiche Restauratorin, trotz ihres Quereinstiegs in den Beruf, der sie ein wenig zur Außenseiterin machte, trotz der Probleme mit den Fingern. Dieses Plastik-Teil hier würde es nicht besser machen,

denn sie würde wahrscheinlich mit Feuchtigkeit arbeiten müssen, wie sonst sollten die Farben gereinigt werden? Wer kam überhaupt auf die Idee, solch eine Figur ausgerechnet in einer zugigen Bahnhofshalle aufzuhängen? Martha Grünhold schnupperte: Der Geruch von Dönern und Bratwürsten machte ihr keinesfalls Appetit, er beunruhigte sie vielmehr. Wo Würste waren, stieg fettiger Dunst auf – Gift für Plastiken aller Art. Martha Grünhold bewegte die kräftigen, ein wenig krummen Finger an den Nähten entlang, die Teile der Riesenfigur beieinanderhielten. Das hier waren die kritischsten Stellen!

Sie konzentrierte sich. Schaute sich die Nähte genauer an, die Übergänge der Farben. Sie sah an die Decke der Halle, folgte den vier stählernen Aufhängungen nach oben und dann wieder nach unten, wo sie in Kardangelenken an der Figur endeten, und runzelte die Stirn. Das war nicht gut, das war gar nicht gut!

Der *L'ange protecteur* von Niki de Saint Phalle, der Schutzengel der Reisenden, hing an vier Befestigungen, vier Kardangelenken, und da, wo sich die T-Eisen mit dem Plastik der Figur verbanden, gab es ziemlich viele Schadstellen. Noch schlimmer waren die schmalen Wasserläufe, die sich über das Becken, die Oberschenkel, die Kniekehlen der Figur zogen. Kondenswasser! Der Engel hielt zwei Krüge in den Händen, aus denen sich scheinbar Flüssigkeit ergoss, vom einen Krug in den anderen. Die Flüssigkeit wurde hier durch eine Neonröhre simuliert – das elektrische Licht war aus Sicherheitsgründen aber schon lange abgeschaltet worden; hier glitzerte kein elektrifizierter Rotwein mehr.

Martha Grünhold hätte im Schlaf aufsagen können, woraus dieser Engel ansonsten und hauptsächlich bestand: aus Draht und Styropor und einem Überzug aus Lacken. In einem ersten Schritt war die Figur aus Drahtgitter geformt worden. Eine garsichtige Arbeit, bei der man sich leicht die Hände zerschneidet, mühselig, langsam. Das Ganze war dann in Styropor gebaut und mit Farbe überzogen worden. Zunächst weiß grundiert und dann

mit farbenfrohen Schnörkeln und Kreisen, abstrakten Flächen und Ornamenten verziert, allerlei Symbole waren dabei. Die Farben selbst jedoch waren eine Katastrophe! Was hatte sich Saint Phalle dabei gedacht?! Das Grün und Rot mochten noch angehen, aber dieses Königsblau, das von Ferne an Matisse erinnerte, vielleicht an Yves Klein, dieses sanfte, eher stumpfe Blau war eindeutig für Innenräume gedacht und nicht für dieses Drinnendraußen einer Bahnhofshalle. Acrylfarben statt haltbarem Polyesterüberzug. Die Künstlerin wusste doch, wo die Figur platziert werden sollte, es war schließlich eine Auftragsarbeit gewesen. Hatte sie das nicht interessiert? Oder war Saint Phalle zu unbedarft gewesen, war es ihr womöglich egal gewesen, so nach dem Motto: Der Prozess ist alles? Na, vielen Dank auch! Und sie hatte nun den Salat. Martha Grünhold schnaubte. »Niki, die größte Künstlerin des 20. Jahrhunderts«? – Das hatte Jean Tinguely geschrieben, ihr Lebensgefährte, ein, wenn man den Fotos glaubte, recht selbstbewusster, offenbar leicht wahnsinniger Kerl, der Riesenfiguren zusammengeschweißt hatte, die sich drehten und in den Himmel schraubten. So einer stand eigentlich immer in Reihe eins und trat dann noch einen Schritt vor – trotzdem hatte er Niki de Saint Phalle in den Vordergrund gerückt, auf den Fotos jedenfalls, die im Netz herumvagabundierten und die Martha Grünhold studierte wie andere die Instagram-Accounts von Prominenten.

Bei ihren ruhelosen Streifzügen durchs Netz war Martha auf einen Film gestoßen. *Study for an End of the World No. 2*. Das Ganze spielte in Las Vegas oder in der Wüste bei Las Vegas. Ein amerikanischer Fernsehsender hatte Tinguely auf die Idee gebracht, an einem Ort eine Aktion zu machen, an dem vierzig Jahre zuvor Atombombentests durchgeführt worden waren. Na bitte! Große Geschichte und großer Knall, das war etwas für Tinguely, so viel hatte Martha schon begriffen. Eine dramatische große Bumm-Skulptur sollte entstehen, so nannte Tinguely das selbst, und tatsächlich: Einen Sinn für Drama hatte Tinguely,

hatten die beiden, denn schnell war klar, dass Tinguely mit Saint Phalle arbeiten wollte. Die beiden kauften Schrott, schleppten ausrangierte Maschinenteile, Eisen, Draht, Kühlschränke und Koffer herbei und bauten alles zunächst in der Stadt auf: Fünf Meter hoch, sieben Meter breit, wie Tinguely penibel vermerkte. Es ist nicht überliefert, was die Bewohner von Las Vegas darüber dachten. Das Zeug wurde dann in die Wüste verfrachtet und dort erneut aufgebaut. Martha konnte es kaum glauben: Im Film sah man einen Tinguely, der gekleidet war wie ein Pilot – mit Käppi, das schon damals, im Jahr 1962, modisch nach hinten gedreht war, Pilotenbrille, Blouson und weißem Hemd, und dazu Saint Phalle in modisch kariierter Hose, feinen Stiefelchen, mit einer Sonnenbrille – und einem Pelzkragen über der Jacke. Martha hielt den Film an, schaute genauer hin. Das war wohl mal ein Fuchs gewesen. Der lange Schwanz der Beute baumelte Saint Phalle über der Schulter. Im Hintergrund sah man die Berge der Wüste Nevada, vorn die Gerätschaften des Künstlerteams, die Steuerungstafeln, die Schaltpläne. Man hantierte mit TNT. Wussten die beiden, was sie taten? Unwillkürlich hielt Martha den Atem an, noch jetzt, fast sechzig Jahre später. Tinguely mit einem Megaphon. Überall wurden jetzt Kabel gezogen, das Fernsehteam war nicht sichtbar, Bonnie und Clyde vertauschten Kappen und Hut mit Sicherheitshelmen. Und dann sah dieses kinderlose Elternpaar zu, wie ihre Brut in die Luft gejagt wurde. Kra-wumm! Martha flüsterte mit, als man auf dem Film sah, wie sich erst eine der beiden Schrott-Skulpturen, dann die zweite in einer gewaltigen schwarzen Wolke in Nichts auflöste. Kra-wumm. Wo Tinguely und Saint Phalle waren, war immer action. Kein Wunder, dass sie in einen halblauten Comic-Sprech fiel. *Study for an End of the World*. Drunter machten sie es nicht. Wollten auf die Risiken der atomaren Rüstung hinweisen. Wollten mit Feuer und Rauch protestieren gegen den Kalten Krieg, mit hitziger Kunst und großen Worten gegen die Politik der Herrschenden. Im Film verzog sich der Rauch rasch,

gab den Blick frei auf das kunstvoll angerichtete Desaster. Allerdings: Auf dem Boden der Wüste lag immer noch genug herum; es sah ganz so aus, als habe sich der Schrott nicht auflösen lassen, als habe sich die Plastik wohl verkleinert und gehörig verformt – weg war sie aber nicht. Im Grunde genommen ein schöner, opernhafter Reinfall.

Martha musste lächeln. Sie lächelte, obwohl ihr solche Aktionen nicht geheuer waren: zu viel Effekt, zu viel große Geste für ihren Geschmack. Ein Paar wie aus einem Spielfilm der Zeit. Die melodramatischen Schwarz-Weiß-Szenen kamen ihr heute schon historisch vor, eine Zeitreise in die 1960er Jahre. Die elegante Italienerin Sophia Loren, die ungebärdige Monica Vitti und natürlich Richard Burton und Liz Taylor und ihre für alle Welt anstrengende On-off-Beziehung – die hätten auch ganz gut in die Wüste gepasst. Vermutlich hätten sie den einen oder anderen Whiskey gekippt, Burton hätte seinen perfekt sitzenden einreihigen Mantel zurechtgezupft, die Taylor hätte sich im kunstvoll gewundenen Kopftuch in ein sündteures Cabriolet geklemmt, und dann wären sie davongebraust. Und Tinguely und Saint Phalle? Wie waren die in die Wüste gekommen? Wie waren sie abgereist? Wo begann die Inszenierung und wo hörte sie auf? Hatten Saint Phalle und Tinguely wirklich politischen Protest inszeniert – oder ihre eigene Beziehung nach außen gekehrt? Und konnte man das, konnten sie das trennen?

Schon von Berufs wegen musste Martha Grünhold gegen Risiken sein, und diese beiden waren immer Risiko gegangen, volles Risiko.

Die Künstlerin konnte von Glück sagen, dass sie ihr nicht mehr unter die Augen treten konnte. Saint Phalle war vor zwanzig Jahren gestorben, mit einundsiebzig, an einem Ort, den sie erst spät entdeckt hatte. Warum war sie zurück in die USA gegangen? Martha Grünhold wusste es nicht. Vielleicht eine der vielen Allüren von Saint Phalle? Denn Allüren musste man das doch nennen, diese actions, diese wechselnden Kostümierungen,

immer in Samt und Seide oder gar mit Pelzen. Eine solche Frau brauchte keine Feinde. Moment mal, Grünhold: Wiederholte sie da nicht einen typischen Mönnerspruch? Und die alte Dichotomie übernehmen – Freunde und Feinde –, war das nicht längst überholt? Warum machte sie diese Saint Phalle so wütend? Wut war schlecht, fand Grünhold, Wut riss zu Handlungen hin, mit denen man vor allem sich selbst verletzte, Wut war abzulehnen. Wut sollte wie andere eruptive Emotionen im Leben einer Restauratorin keinen Platz finden. Ihr Ausbilder. Ausgeglichenheit, Mäßigung. Sie machte eine Handbewegung, als wollte sie etwas wegwischen. Aber: Wo gehörte sie denn nun hin, diese Niki de Saint Phalle? Wie war sie zu fassen? Musste sie zu fassen sein? Grünhold fand: Ja. Grünhold hielt nichts vom Herumgeheimnissen – so nannte sie das. Man hätte nicht sagen können, wo Saint Phalle überhaupt zu Hause gewesen war. Eine Kosmopolitin, so nannte man das wohlwollend. Heimatlos, so hieß das bei ihr zu Hause. Mensch ohne Ruhe.

Martha Grünhold weigerte sich, die Künstlerin »Niki« zu nennen, wie es anbiedernd und abstandslos anscheinend die ganze Welt tat. Ja, zugegeben, ein paar Artikel hatte sie gelesen. Redete denn irgendwer von »Pablo«, wenn er Picasso meinte, oder von »Auguste«, wenn es um Rodin ging? Eben. Eine Frage des Respekts, Gräfin hin oder her. Von edlen Abstammungen ließ sie sich sowieso nicht beeindrucken. War ihr völlig gleichgültig. Wumpel!, hätte ihr Vater gesagt. Kommt drauf an, was du aus deinem Leben machst, hätte er gesagt. Einerseits, hatte seine Tochter gedacht. Andererseits erlebte sie täglich, wie es zählte, woher man kam. Und ob man ein Mann war oder eine Frau. Auch deshalb: Grünhold. Punkt. Und Saint Phalle. Doppelpunkt: Ob das was werden würde?

Nun tätschelte sie die Figur doch ein wenig. Sah ja keiner. Sie war allein hier oben, Gott sei Dank. Schwatzende Kollegen oder schlimmer noch, die Arbeiter von gestern, die ihr mit der Hebebühne geholfen hatten, das hätte gerade noch gefehlt. Trotz-

dem: Einfach so anfassen, das ging eigentlich nicht. Martha tat nichts Unnötiges, nichts Überflüssiges. Wenn sie Hand anlegte, dann mit Sinn und Verstand, zu einem bestimmten Zweck, mit einer bestimmten, lange geübten Technik. Sie musste sich besser konzentrieren. Der Ort war schon etwas Besonderes.

Der Wannerbau in Zürich hatte hundertfünfzig Jahre auf dem Buckel. Seine eisernen Fachwerkstreben waren in einer Zeit errichtet worden, in der die Eisenbahn gerade erst auf Touren kam. Und dann diese Höhe! Und diese Weite! Den Erbauern war nichts prächtig genug gewesen. Der Bau aus Sandstein war eine riesige Burg der technischen Möglichkeiten – ein schnöder Kopfbahnhof eigentlich, aber mit Triumphbogen über dem Eingang, kolossalen Pilastern an den Seiten und waschechten, nachgebauten korinthischen Kapitellen. Logisch, dass auch noch eine Helvetia, in Zink gegossen, über dem Eingang thronte. Martha Grünhold staunte, dass sie in einem Verkehrspalast der Neorenaissance arbeiten sollte. Und sie staunte, dass die traditionsversessenen Schweizer Behörden ausgerechnet der schrägen Saint Phalle vor über zwanzig Jahren den Auftrag zu einer monumentalen Plastik erteilt hatten.

Vorsichtig! Martha Grünhold balancierte auf der Arbeitsbühne. Immer wackelte und schwankte hier irgendwas. Unangenehm in acht Metern Arbeitshöhe. Nicht nur, dass sie sich den Hals brechen konnte, da hielt es Martha mit dem alten Spruch »Unkraut vergeht nicht!« – aber der Figur konnte etwas passieren. Nicht auszudenken, wenn sie sich abrupt auf ihr hätte abstützen müssen, weil sie das Gleichgewicht verlöre oder, schlimmer noch, auf sie stürzen würde!

Ein Schutzengel als Patient. Nein, als Patientin. Eigentlich ganz nett, dass bei Niki de Saint Phalle die Engel weiblich waren. Und nicht bloß die Mütter. Obwohl diesem Engel einige Kinder zuzutrauen gewesen wären. Geschlechtslos war die Dicke nicht.

Sie war eine Verwandte der Nanas, jenen knallbunten Erfolgsfiguren, die bei den meisten Leuten eingebrannt waren wie bestimmte Marken, die sie immer wieder kauften. Nana wie Nivea oder Nutella. – Niki de Saint Phalle und die Nanas. Langweilig, wie alles, was sich wiederholte. Immerhin: An den Frauen kam bei Saint Phalle keiner vorbei. Alles, was Geborgenheit bot, alles Gebende, alles Großzügige bei ihr war weiblich, und so zweifellos auch der Himmel mit diesen etwas aus der Art geschlagenen Boten. Schon ein Statement. War das einer Künstlerin vor oder nach ihr gelungen? Martha fiel keine ein.

Der Vertreter der Schweizerischen Bundesbahn war mächtig nervös gewesen beim Vorgespräch, das Martha Grünhold nur widerwillig mit ihm geführt hatte.

»Lueget Sie«, hatte er in diesem sich ewig dehnnenden angestrengten Hochdeutsch der Zürcher gesagt, und dann, eine kleine Variation einbauend: »Verstönnt Sie: Der *L'ange protecteur* ist eines der Wahrzeichen der Stadt Zürich. Dem dörf nüt passiere, keinesfalls! Das können wir gar nicht versichern, so wertvoll ist er.«

Er? Der Engel.

Sie. Die Engel, müsste es bei Saint Phalle heißen. Die Engelin.

Gut, dass das bald vorbei sein würde mit den ewigen Geschlechtsbezeichnungen. Hatten das die Engel nicht eigentlich sowieso schon hinter sich? Nicht bei Saint Phalle. Die schrie das Weibliche in die Welt, sie trompetete es. Wird schon ihre Gründe gehabt haben, dachte sich Martha Grünhold. Der Engel oder besser: die Engelin war übrigens Amerikanerin, die Figur war in Kalifornien gefertigt und in Einzelteilen hierhergeliefert worden. Warum Kalifornien? War es schicker, da zu wohnen?

Per Schiff war die Engelin von La Jolla aus über den Panamakanal nach Europa transportiert worden bis Rotterdam. Dann den Rhein hinauf bis nach Basel, und von dort ging es per Tieflader weiter nach Zürich. Und zum Empfang der dann vollständigen

digen, zusammengesetzten und vergoldeten Figur war Franz Liszt gespielt worden, *L'album d'un voyageur*, wie passend! Das hatte in den Unterlagen der Bahngesellschaft gestanden, die sich das ganze Unternehmen etliche Zehntausend Franken hatten kosten lassen. Ein ziemlich aufwändiger Umzug. Was hatte wohl auf den Containern gestanden? *Angel on Tour*?

Er lachte mit, als habe es eine entsprechende Dienstanweisung gegeben. Martha ärgerte sich. Solche Beamtentypen machten sie immer albern. Albern-Sein hatte so was Anbiederndes. Lieber gleich voll auf die Zwölf.

»Haben wir sonst noch was zu besprechen?«

»Allerdings.«

Der Mann von der Eisenbahngesellschaft strahlte die Ruhe des Auftraggebers aus. Er rechnete, er rekapitulierte den Prozess. Seine Finger knackten, als er vor Grünhold die einzelnen Stationen beschrieb, die dazu geführt hatten, dass der Zürcher Hauptbahnhof nun neben einem Werk von Mario Merz auch die Riesenplastik des Engels besaß. Den springenden Hirsch von Merz sah allerdings kein Mensch mehr, seit die Engelin hier regierte. Ja, die Engelin war eine Herrscherfigur auf eine seltsam entspannte, selbstironische Art. Saint Phalle hatte die Engel befördert, aus dem Service auf den Thron.

Jahre hatte es gedauert, bis aus dem Auftrag der Schweizerischen Bundesbahn ein leibhafter Repräsentant des Himmels wurde, der nun die Haupthalle des Bahnhofs schmückte, zwischen Gleis 13 und dem südlichen Ausgang, wie der Mann korrekt anführte. Martha fand es originell und ein wenig bedenklich, dass eine Eisenbahngesellschaft es für nötig befand, den Reisenden einen Schutzengel zur Seite zu stellen, aber das sagte sie nicht und ebenso wenig, wie passend es war, dass ausgerechnet eine Versicherungsgesellschaft das Ganze finanziert hatte.

Der Herr von der Eisenbahngesellschaft hatte ihr den Vertrag feierlich in einer überdimensionierten Mappe überreicht, sieben Blätter hatte sie unterzeichnen und zurücksenden und zu-

sagen müssen, alle paar Tage Zwischenberichte zu liefern über den Bearbeitungsprozess. Bitte schön!

»Wann treffen denn die Herren Assistenten ein?«

Der Mann wollte munter klingen, hatte aber etwas Lauern-des. Woher wusste er oder wollte er wissen, dass es Assistenten waren und keine Assistentinnen? Martha Grünhold nervte es, dass die Norm für alle immer noch das Männliche war.

»Übernächste Woche«, sagte sie trocken.

Man fand kaum Frauen für den Job, leider. Nicht für die großen Sachen. Eher für Papier, für Keramik, für Stoff. Das lag daran, dass selbst die tüchtigsten Kolleginnen von vorherein nicht die großen Aufträge bekamen, nicht die Panoramen, die Deckengemälde, die Riesenfresken. Also bildeten Frauen keine Frauen aus – und alles blieb, wie es war.

»Ach, Mädels«, hatte ihr Ausbilder in Dresden achselzuckend gemeint, als sie wieder einmal über die schlechten finanziellen Aussichten sprachen, »ihr habt so einen schönen Job und bekommt sogar noch Geld dafür.«

»Denken Sie daran«, sagte der Mann von der Eisenbahngesellschaft, »die Halle soll wieder mit etwas bespielt werden. Dazu braucht es den Engel.«

Ja, es brauchte den Engel, aber verdammt noch mal, warum war diese Hebebühne so kipplig? Hatten die Burschen gestern die Bremsen nicht korrekt festgestellt? Natürlich konnte Martha Grünhold Hebebühne fahren, das heißt: Sie war berechtigt, eine solche zu führen, sie hatte eine 1-A-Bedienschulung mitgemacht, konnte die Geräte aufbauen, Hubarbeitsbühnen aller vier Kategorien lenken und sichern. Hatte sie eine Stange Geld gekostet, dieser Lehrgang. Aber deutsche Dokumente waren den eidgenössischen Behörden nicht geheuer. Und so war Martha genötigt worden, die Dienste eines einheimischen Unternehmens in Anspruch zu nehmen. Sie hatte schon nichts Gutes gehaut, als die Typen, ihre Vierschrötigkeit im Anschlag wie